

Wollen zu guten Hoffnungen berechtigte. Möchten sie glauben: Wie der Herr es gewollt, also ist es geschehen. — Dein Grab kenn ich auch, du armer, armer Wanderer, der du am Wege starbst, ungekannt und ungeliebt. Nicht decken dich Rosen und Nelken, aber die gütige Natur pflanzte Gras und ein paar Wildblumen auf deinen kleinen Hügel. — Es reden Gräber und Steine, es mahnt ihre große Zahl, ihre verschiedene Größe, ihr Schmuck, ihre Verlassenheit: Mensch, bedenke das Ende! Glückliche, wem einst die Worte gelten: Wer liebend wirkt, bis ihm die Kraft gebriecht, und segnend stirbt, ach, den vergift man nicht.

Wie wirds sein, wenn auch ich unterm kühlen Rasen liegen werde? Wie lange leuchtet meinen Augen noch des Himmels Licht? Findet mich der letzte Tag getreu? Ich möchte so gern noch manches erreichen, sehen, erleben, streben, schaffen und froh sein. Wer gibt Aufschluß über das, was kommt? Aber nicht gezagt, hoch das Haupt! Die Sonne strahlt, das Leben ruft. Wer nur nach unten schaut, verliert Weg und Ziel. Noch rollt das Blut in den Adern, die Zeit genügt, das Rechte getan. Doch auch die edlen Freuden nicht verschmäht, die lichte Welt beut ihrer so viele. Lebe, lebe froh im Licht, so meints wohl die bunte Blume, der begrünte Strauch, das frische Reis am alten Stein. —

Aber die Gräber weg schweift der Blick hinab ins Tal mit seinen vielen Häusern und hin zur Ferne. Der Ostwind bläst, die Sonne lacht, sie umspielt mit ihren Strahlen das alte Grabmal, sie verschönt die Landschaft. Aue, Berg und Wald liegen in Helle da, sein der Blick, das Bild vom Leben. Und vor mir sieht die Kirche. Wenn die Glocken hallen, dann grüßen die vollen Schläge auch die Schläfer am Berge, rufen hinab ins Reich des Todes. Droben aber am Turme reckt sich das goldene Kreuz hoch auf, leuchtend und mahnend: Glaube und hoffe! Es siegt nicht der Tod, es herrscht das Licht, das Leben. Der Leib ist wohl vergänglich, der Geist entschwebt ihm; er gleicht dem leichten Falter, der seine Schwingen hebt und aufwärts strebt. Der Sonne zu, den Blick hell empor! Dann komme, was da kommen mag, und seis der Tod, fürchte ihn nicht, er ist ein Freund all denen, die sich mühen, das Gute zu tun. Er führt sie höhenwärts, hinauf zu Gott, zum Herrn des Lebens. Ihm befehl dich und dem Geschick, so wandelst du gut und ohne Furcht dem Ende zu.

Ein Besuch im Herrnhuter Völkermuseum

Eine völkerkundliche Betrachtung im Anschluß
an einen Lehrausflug

Von Heinz Geißler, Zittau

An gewaltigen Eisbergen und treibenden Eisfeldern vorbei, auf denen sich Eisbären und Robben tummelten, war das Missionschiff, die „Harmony“, oft nach Labrador gefahren, um den dort wohnenden Missionaren Nachrichten aus ihrer Herrnhuter Heimat und unentbehrliche Gebrauchsgegenstände zu überbringen. Begierig drängten sich die Eskimos um die Landungsstelle, denn gar zu gern tauschten sie europäische Sachen gegen die Erzeugnisse ihres Fleißes ein. Am Abfahrtstage der „Harmony“ galt es dann für viele Missionskinder, von ihren geliebten Eltern Abschied zu nehmen, denn bei den Herrnhuter Brüdern und Schwestern sollte ihre Erziehung geleitet werden. Die vielen Kisten und Kasten, die die von den Eingeborenen eingetauschten Sachen enthielten, wurden mit an Bord genommen; zum großen Teil waren sie für das Völkermuseum in Herrnhut bestimmt, wo sie dem ahnungslosen Beschauer einen Begriff von der Lebensweise der Missionare und Eingeborenen in fremden Erdteilen geben sollen.

Bei einem Gang durch das Museum fällt einem sofort ein vollständig bespannter Hundeschlitten auf. Wenn man dieses dort im Eislande einzig mögliche Transportmittel betrachtet, erkennt man erst die ungeheuren Schwierigkeiten, unter denen die glaubensstarken, willenskräftigen Herrnhuter den heidnischen Eskimos das Evangelium predigen müssen. Durch endlose Eiswüsten getrennt liegen die kleinen Missionsstationen, die der Missionar alle aufsuchen muß. Auf dem niedrigen, langgestreckten Schlitten durchheilt er, von zehn starken, noch halbwildem Hunden gezogen, die großen Entfernungen. Jedes der bissigen Tiere hat seine eigene Zugleine, und nur die nie ruhende, sehr lange Peitsche lenkt sie und hält sie auseinander, denn sonst gäbe es einen unentwirrbaren Knäuel sich beißender Hunde. Endlich erreicht der Missionar das Eskimodorf, dessen niedrige Hütten sich nur wenig vom Eise abheben. Die Gemeinde versammelt sich zum Gottesdienst. Alle haben den besten Staat angelegt; Männer und Frauen tragen langschäftige, rote Stiefel, Hosen und Jacken aus Seehundsfell und kappchenartige Kopsbedeckung. Glückliche schätzt sich die Eskimofrau, die sich noch einen einfachen Glasperlenschmuck umhängen kann. Nach dem Gottesdienste geht aber das Alltagsleben weiter. Die Männer begeben sich zum Hasen, um in ihren kleinen aber seetüchtigen Booten, den Kajaks, auf die Jagd nach Walrossen, Seehunden, Fischen, oder, in Gesellschaft, nach Walen zu fahren. Diese Tiere liefern ihm alles, was er zum Leben braucht. Aus den Fellen werden Kleidung und Leder gefertigt, das Fleisch liefert Nahrung, die Därme werden zu Nähfäden gedreht, der Tran wird zum Zubereiten der Speisen gebraucht und muß die Lampen speisen. Die Gräten der Fische dienen als Nadeln, die stärksten werden als Widerhaken an den Fischspeeren gebraucht; die Walrosszähne liefern Harpunenspitzen, die nur lose mit dem Schaft verbunden sind und insolge dessen sich beim Auftreffen lösen und im Fleische des Jagdtieres stecken bleiben. Durch einen Riemen ist ein Luftsack aus Leder mit der Spitze verbunden, so daß der Eskimo stets weiß, wo sich das verwundete Wild befindet, und er es beim Auftauchen durch einen zweiten Harpunenwurf töten kann. Sein Kajak ist außerordentlich leicht, da er nur aus einem Holzgestell mit darüber gespannten Häuten besteht, also noch mit Luft gefüllt ist. Er hat eine sehr gefällige Form mit lang ausgezogenen Spitzen, die zum Schutze noch mit einer Hornkappe versehen sind. Das Boot ist bis auf eine Öffnung, wo gerade ein Mann durchschlüpfen kann, geschlossen. Zum Fortbewegen dient ein verhältnismäßig kurzes Paddelruder, dessen Blätter zum Schutze mit Hornplatten belegt sind. — Während der langen Abendstunden sitzt die ganze Familie beim Schein einiger qualmenden Tranlampen in der Hütte. Die Männer arbeiten an einem neuen Schlitten oder schneiden Lederzeug zurecht, die Frauen nähen oder verfertigen sich Lederschmuck, indem sie winzige bunte Lederstücke mit zwei Stichen auf einen Gürtel aufnähen. Diese Lederornamente sind derart fein und genau gearbeitet, daß man staunt, wie sie bei dem trüben Licht in verqualmter Hütte so etwas fertig bringen.

Was für die Eskimo die Harpune, ist für viele Völker die einfache Lanze. Es ist nun sehr lehrreich, sich in die einzelnen Entwicklungsstufen zu vertiefen. Wahrscheinlich ist es der Dorn gewesen, der den Urmenschen als Vorbild gedient hat. Wenn sie durch die Urwälder streiften, stachen sie sich hier und da an den scharfen Spitzen, und dabei kamen sie auf den Gedanken, sich dieser Dornen im Kampfe zu bedienen. Für ihre Zwecke brauchten sie allerdings längere. Sie suchten sich also schlankgewachsene, jüngere Baumstämme aus, fällten sie mit ihren einfachen Werkzeugen und spitzten sie vorn durch Weges auf Stein zu. Durch Zufall merkten sie, daß angekohltes Holz bedeutend härter als frisches ist. Deshalb hielten sie die Lanzen spitzen in die glimmende Herdasje, härteten sie und erhielten damit eine schon ganz gut brauchbare Waffe. Freilich geschah es oft, daß die Lanze wohl in das Fleisch des Feindes oder Wildes eindrang, aber leicht herausgezogen oder abgeschüttelt werden konnte. Um dies zu verhindern, wurden nahe der Spitze Kerben angebracht. Mit der Zeit wurden die Lanzen immer besser gearbeitet. Früher waren Spitze und Schaft aus einem Stücke gefertigt, jetzt unterschied man sie. Die